



An die Professorinnen und Professoren
der Universität Zürich

Prof. Dr. Michael Schaeppan
Prorektor
Telefon +41 44 634 24 27
prorektor@vnw.uzh.ch

Zürich, 26. Februar 2018/sk

Publikation in Open Access Journalen

Liebe Kolleginnen und Kollegen

Der offene Zugang zu Forschungsergebnissen und Forschungsdaten via [ZORA](#) (Green Road) oder Open Access Publikationen (Gold Road) ist ein wichtiges Anliegen der Universität Zürich.

Wie Sie der NZZ am Sonntag vom 4. Februar 2018 (im Anhang¹) entnehmen konnten, publizieren jedoch auch Schweizer Forscherinnen und Forscher ihre Forschungsergebnisse in Open Access (OA) Journals, die gegen Gebühr, aber ohne hinreichende wissenschaftliche Qualitätssicherung, Fachartikel veröffentlichen und daher als *Predatory Journals* bezeichnet werden.

Eine Veröffentlichung in einem *Predatory Journal* gefährdet Ihre wissenschaftliche Reputation und damit auch diejenige der UZH. Daher möchte ich Sie bitten, auch Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf die Qualitätsunterschiede von OA Journalen aufmerksam zu machen. Eine Liste mit qualitätsgeprüften OA Journalen bietet das *Directory of Open Access Journals (DOAJ)*. Die [Hauptbibliothek](#) unterstützt Sie, auch finanziell, bei der Publikation in OA Journalen.

Der **SNF** übernimmt die Publikationskosten bei OA Journalen von aus seiner Förderung resultierenden [Publikationen](#). Diese müssen nicht mehr innerhalb des Projektes budgetiert werden, sondern können ab dem 1. Oktober 2018 über eine OA-Plattform abgerufen werden. Ausserdem fördert der SNF die OA-Publikation von [Forschungsdaten](#) mit bis zu 10'000 CHF pro Projekt. Die Kosten sind innerhalb des Projekts zu budgetieren (siehe Webseite SNF).

Die **EU** übernimmt die Publikationskosten bei OA Journalen von Publikationen, die aus ihrer Förderung resultieren. Diese Kosten sind innerhalb des Projektes zu budgetieren. Die EU übernimmt ausserdem die Kosten für die OA-Publikation von Forschungsdaten während der Projektlaufzeit. Die Kosten sind ebenfalls innerhalb des Projekts zu budgetieren (siehe [EU OA](#)).

¹ Wobei sich die Nennung der UZH Physik als Interpretationsfehler des Datensatzes durch den Journalisten herausgestellt hat.



Für weitere Fragen steht Ihnen das Open Access-Team der Hauptbibliothek gerne zur Verfügung.

Ich danke Ihnen für Ihre Kenntnisnahme und wünsche Ihnen weiterhin viel Erfolg bei Ihrer Publikationsarbeit.

Freundliche Grüsse

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'M. Schae' followed by a long horizontal stroke.

Prof. Dr. Michael Schaepman
Prorektor



NZZ am Sonntag
8021 Zürich
044/ 258 11 11
<https://www.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 117'947
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 57
Fläche: 367'825 mm²

Auftrag: 1070143
Themen-Nr.: 377.012

Referenz: 68384227
Ausschnitt Seite: 1/10

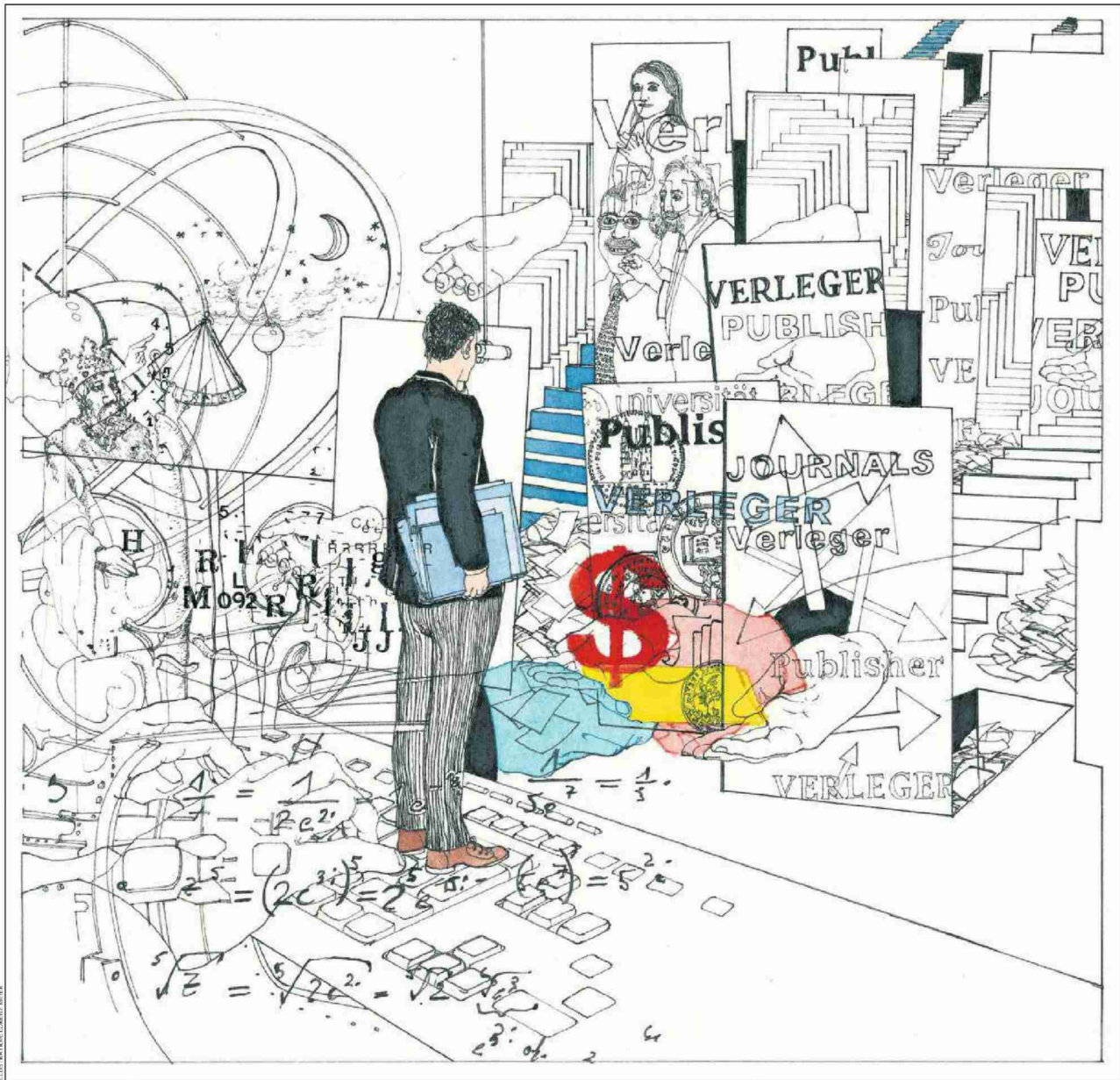


ILLUSTRATION: LORENZ MEIER



Forscher zahlen für obskure Publikationen

Um die wissenschaftliche Karriere zu fördern, publizieren viele Schweizer Forscher ihre Studien in zwielichtigen Fachzeitschriften.

Von Martin Amrein

Recherche im Internet

So sind wir zu den Daten gekommen

Die in diesem Artikel verwendeten Zahlen zu Schweizer Forschern, die in Pseudo-Journals publiziert haben, stammen aus einer datenjournalistischen Recherche, für die wir mit dem Forschungsinstitut Sotomo zusammengearbeitet haben. Aus dem Internet haben wir die Publikationslisten von 9565 Wissenschaftern, die über ein Profil bei der Suchmaschine Google Scholar verfügen, zusammengetragen. Bedingung war, dass die Forscher auf ihrem Profilangaben, bei einer Schweizer Universität

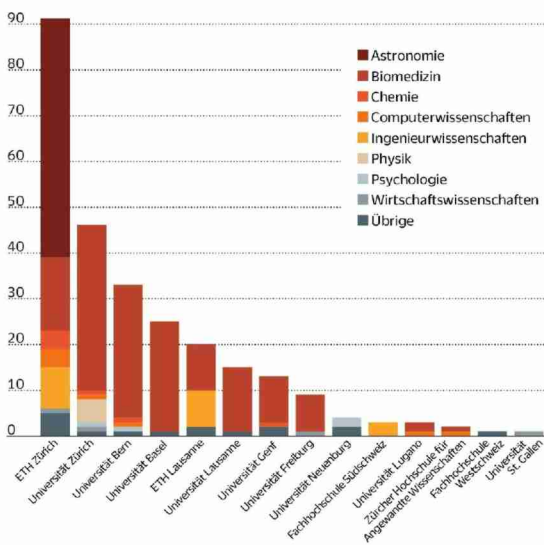
oder Fachhochschule angestellt zu sein, oder über eine E-Mail-Adresse einer solchen Institution verfügten. Die Publikationen haben wir mit einer Liste verglichen («Beall's List»), auf der zwielichtige Zeitschriften verzeichnet sind, deren Verleger eingereichte Studien nicht richtig prüfen.

Auf diese Weise sind wir auf 222 Artikel von 146 verschiedenen Autoren gestossen. Die effektive Zahl von Artikeln in Pseudo-Journals mit Schweizer Autorenschaft dürfte noch höher sein, denn nur etwa jeder vierte Forscher besitzt ein Profil auf Google Scholar. Die Daten stammen aus dem vergangenen November. Weil das Jahr 2017 nicht vollständig erfasst ist, haben wir es in Grafik 2 ausgelassen. Der anonymisierte Datensatz ist über diesen Link verfügbar: nzz.as/pseudo-journals



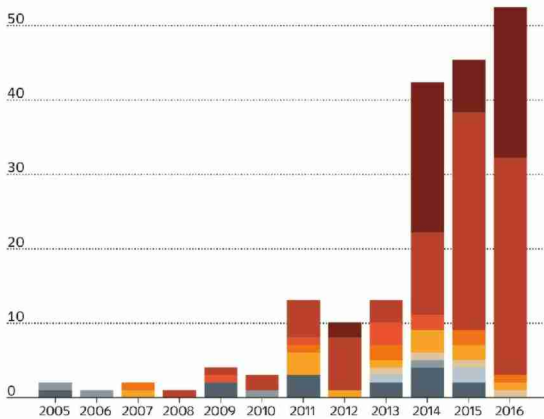
1 Universitäten vor Fachhochschulen

Anzahl Artikel in Pseudo-Journals pro Institution (2005–2017)



2 Massiver Anstieg

Anzahl Artikel von Schweizer Forschern in Pseudo-Journals pro Jahr



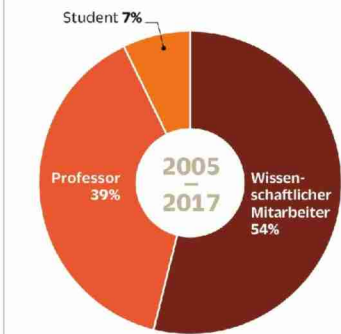
3 Unrühmlicher Rekord

Schweizer Forscher mit den meisten Artikeln in Pseudo-Journals



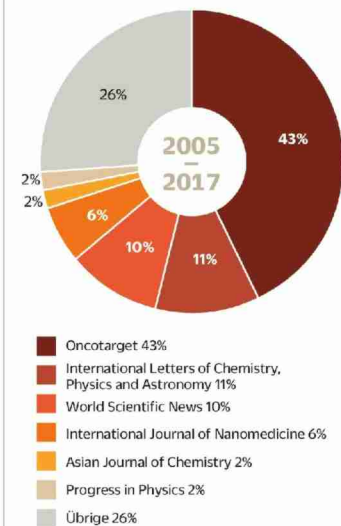
4 Viele Professoren betroffen

Universitäre Position der Autoren



5 Krebsmagazin liegt vorne

Meistgenutzte Pseudo-Journals





Von Martin Amrein

Lange galten Pseudo-Fachzeitschriften als ein Problem von Forschern in Entwicklungsländern. Unsere Datenrecherche aber zeigt: Auch Schweizer Wissenschaftler publizieren dort ihre Ergebnisse.

Die lästigen E-Mails kennt jeder Forscher. Bis zu zwanzig davon landen täglich im Postfach. Obskure Wissenschaftsverlage laden zur internationalen Konferenz in Bali ein oder bieten dem Adressaten an, einen Artikel in der nächsten Ausgabe ihres «weltweit führenden» Journals zu veröffentlichen.

Hier sind zwielichtige Verleger am Werk. Sie suchen Autoren für ihre «Predatory Journals». Die «räuberischen» Zeitschriften publizieren praktisch jeden Artikel, den sie zugeschickt bekommen. Dabei verzichten sie auf den für Wissenschaftsmagazine üblichen Begutachtungsprozess, kassieren aber die bei Online-Zeitschriften übliche Bearbeitungsgebühr. Diese reicht von wenigen hundert bis zu mehreren tausend Dollar.

Die Zahl dieser Pseudo-Journals hat in den letzten Jahren rasant zugenommen. Es soll schon mehr als 10 000 davon geben, die pro Jahr über 400 000 Artikel produzieren. Die meisten der Zeitschriften gibt der indische Verlag Omics heraus. «Lange galten diese Journals als ein Problem, das nur Forscher aus Entwicklungsländern betrifft», sagt der Medizinjournalist Ivan Oransky von Retraction Watch, einer Internet-Plattform, die sich mit der Qualität von wissenschaftlichen

Publikationen befasst. Doch im vergangenen September veröffentlichten kanadische Forscher in «Nature» die Analyse einer Stichprobe von Artikeln aus Pseudo-Journals. Ihr Befund: Die Autoren der Artikel stammten längst nicht nur aus Afrika, Indien oder China. Zwanzig Prozent von ihnen waren aus den USA. «Das zeigt, dass wir das Problem nicht einfach ignorieren können», sagt Oransky.

Auch vor der Schweiz machen die Pseudo-Journals nicht halt. Das belegt nun erstmals eine grosse Datenrecherche der «NZZ am Sonntag». Eine Überprüfung der Publikationslisten von 9565 Wissenschaftlern, die an einer Schweizer Universität oder Fachhochschule beschäftigt sind, zeigt, dass 146 dieser Forscher schon mindestens eine wissenschaftliche Abhandlung in einem Pseudo-Journal veröffentlicht haben. Gesamthaft sind wir auf 222 verschiedene solcher Artikel gestossen. Gerade namhafte Institutionen sind betroffen, so stammt bei 91 dieser Publikationen mindestens einer der Autoren von der ETH Zürich (siehe Grafik 1). Gleich danach folgt die Universität Zürich mit 46 und die Universität Bern mit 33 Artikeln. Allerdings muss berücksichtigt werden, dass die ETH auch weitaus mehr Wissenschaftler beschäftigt als alle anderen Institutionen in unserem Vergleich. Zählt man, wie viele Artikel pro hundert Forscher einer Einrichtung auftauchen, steht die ETH nur noch an fünfter Stelle, dafür die Fachhochschule Südwestschweiz auf Platz eins.

Am meisten Publikationen in Pseudo-Journals weist ein Ingenieur der ETH auf, (siehe Grafik 3). Sein Name taucht bei 52 Artikeln auf. Dann folgt eine Krebsforscherin der Universität Bern mit 9 und ein Krebsforscher der Universität Basel mit 6 Artikeln.

Die betroffenen Wissenschaftler haben unterschiedlichste Positionen inne. Es handelt sich um Doktoranden, wissenschaftliche Mitarbeiter, Oberärzte, Professoren (siehe Grafik 4). Sie alle werden daran gemessen, wie viele Artikel sie publizieren. Bewerben sie sich auf eine neue Stelle oder um Fördermittel, ist die Länge ihrer Publikationsliste mitentscheidend. So mancher Forscher veröffentlicht eine weniger gelungene Studie deshalb lieber in einem zwielichtigen Journal als gar nicht. Gut für die Pseudoverleger, aber verheerend für die Wissenschaft: Sie wird mit immer mehr manipulierten,



unwichtigen oder ganz einfach schlechten Studien geflutet.

Forscher zahlen Gebühren

Das Phänomen der Pseudo-Zeitschriften ist nicht neu. Die ersten tauchten schon kurz nach der Jahrtausendwende auf - als Trittbrettfahrer der seriösen Open-Access-Zeitschriften, die damals aufkamen und in Konkurrenz zu den angestammten Zeitschriften traten. Beim traditionellen Publikationsmodell schickt ein Forscher einen Artikel mit seinen neusten Resultaten an einen Verleger, der die Arbeit von anderen Wissenschaftlern begutachten lässt (Peer-Review-Verfahren). Nur wenn diese die Qualität der Forschung für gut befinden, wird der Artikel veröffentlicht. Das Journal finanziert sich über die oft sehr hohen Abonnementgebühren, die Universitätsbibliotheken bezahlen, damit dortige Wissenschaftler Zugang zur Zeitschrift haben.

Open-Access-Zeitschriften stellen diesen Publikationsprozess auf den Kopf. Schickt ein Forscher seine Arbeit an ein Open-Access-Journal, durchläuft zwar auch diese ein Peer-Review-Verfahren. Kommt die Veröffentlichung zustande, zahlt aber der Forscher eine Gebühr. Dafür sind die Inhalte der Zeitschrift im Internet frei verfügbar. Die Pseudo-Journals wiederum nutzen dieses Kundenverhältnis zwischen Zeitschrift und Forscher aus: Stimmt das Geld, veröffentlichen sie alles, ohne vorherige Prüfung.

Open-Access-Zeitschriften werden immer bedeutender. Die meisten staatlichen Forschungsförderer weltweit sind der Meinung, dass mit öffentlichen Geldern finanzierte Forschung auch öffentlich zugänglich sein sollte. «Wir fördern das Open-Access-Modell stark», sagt auch Matthias Egger, Präsident des Forschungsrates des Schweizerischen Nationalfonds (SNF).

Das Ziel lautet, dass bis 2020 die gesamte vom SNF finanzierte Forschung auf diese Weise publiziert wird, die EU hat sich dieselbe Vorgabe gesetzt. Der SNF ist sogar bereit, die Publikationsgebühren der Forscher für die Open-Access-Zeitschriften zu übernehmen. «Uns bereitet aber Sorgen, dass wir so ungewollt Pseudo-Journals unterstützen könnten», sagt Egger. Der SNF habe deshalb eine Arbeitsgruppe gegründet, die sich mit dem Thema befasst. «Wir wollen den Forschern helfen, die räuberischen Zeitschriften zu vermeiden.»

Für Wissenschaftler ist es mittlerweile Alltag geworden, einen Teil ihrer Forschung in Open-Access-Zeitschriften zu veröffentlichen. Aber das Angebot solcher Magazine ist unübersichtlich. Davon profitieren die Pseudo-Journals. «Sie reiten auf der Erfolgswelle der Open-Access-Zeitschriften mit», sagt Egger. Das bezeugen auch die von uns ermittelten Publikationszahlen in der Schweiz (siehe Grafik 2). Der Einfluss der Pseudo-Zeitschriften wird immer grösser. Finden sich im Jahr 2013 erst 13 Artikel mit Schweizer Forschern als Mit- oder Hauptautoren in den Pseudo-Journals, sind es 2016 bereits 52 Artikel.

Schaut man sich die letzten drei Jahre an, sticht vor allem eine Zeitschrift heraus: das auf biomedizinische Forschung spezialisierte «Oncotarget». Darin sind 43 Prozent der von uns entdeckten Artikel erschienen (siehe Grafik 5). Immer mehr Schweizer Forscher publizieren in «Oncotarget». Im Jahr 2013 waren es erst 2 Artikel mit Autorenschaft aus der Schweiz. 2015 stieg diese Zahl auf 25 Artikel, 2016 gar auf 28. Bis zum November 2017 waren es bereits wieder 27 Artikel.

Bei «Oncotarget» handelt es nicht um ein klassisches Pseudo-Journal. Es verschickt keine Spam-Mails, sein Impact-Factor (ein Wert, der anzeigt, wie häufig ein Artikel der Zeitschrift zitiert wird) ist nicht frei erfunden, und es enthält auch durchaus seriöse Forschung. Doch Wissenschaftler haben immer wieder von seltsamen Vorgängen beim Peer-Review-Prozess berichtet. Eingereichte Artikel wurden nur pro forma begutachtet und innert wenigen Tagen publiziert. Dafür wurde verlangt, Arbeiten des Chefredaktors oder andere Artikel aus «Oncotarget» zu zitieren, was den Impact-Factor künstlich nach oben treibt.

Der für ein Open-Access-Journal ungewöhnlich hohe Impact-Factor von 5,2 zieht auch die Schweizer Forscher an. Schliesslich ist es für sie bei Beförderungen relevant, wie viele Artikel sie in Zeitschriften mit möglichst hohem Impact-Factor publiziert haben. Dabei scheint ihnen klar zu sein, dass «Oncotarget» ein ungewöhnliches Journal ist. «Mir ist schon bewusst, dass sich «Oncotarget» in einem Graubereich bewegt», sagt ein Forscher der ETH Lausanne mit 2 Publikationen in der Zeitschrift. Ein Wissenschaftler der Universität Basel, Autor von 6 Artikeln in «Oncotarget», berichtet, dass seine



eingereichten Abhandlungen zuvor bei bedeutenderen Journals abgelehnt worden waren. Bei «Oncotarget» dagegen konnten sie ohne weiteren Peer-Review-Prozess veröffentlicht werden. Ein Krebsforscher der Universität Bern mit 5 Publikationen in der Zeitschrift sagt, ihm sei aufgefallen, dass die Qualität der dort erscheinenden Beiträge sehr stark variiere.

Trotzdem publizieren die Wissenschaftler eine mittelmässige Studie lieber bei «Oncotarget» als gar nicht, die Kollegen machen es schliesslich auch. Das lassen sie sich auch etwas kosten: 3400 Dollar beträgt die Publikationsgebühr bei «Oncotarget». Eine Ausgabe des Journals enthält rund 40 Artikel, seit Dezember erscheint es zweimal wöchentlich. Der Chefredaktor Mikhail V. Blagosklonny, ein Krebsforscher aus dem amerikanischen Buffalo, der «Oncotarget» führt, dürfte keine Geldsorgen haben. Allerdings ist das Journal mittlerweile auch den

«Ich nehme jeweils nur zum Inhalt Stellung. Wo die Abhandlung dann publiziert wird, interessiert mich eigentlich nicht.»

amerikanischen Behörden aufgefallen, welche die Zeitschriftendatenbank Medline betreuen. Dort ist «Oncotarget» seit dem August nicht mehr aufgelistet. Seit zwei Wochen führt auch das Web of Science, eine private Literaturdatenbank, die Zeitschrift nicht mehr auf - ein grosser Reputationsverlust. Die genauen Gründe dafür sind nicht bekannt. Auch «Oncotarget» kennt sie nicht, wie die Zeitschrift auf ihrer Website schreibt. Gegenüber der «NZZ am Sonntag» wollte sich «Oncotarget» zu den Vorwürfen, die im Raum stehen, nicht äussern.

Liste mit robusten Kriterien

Jeffrey Beall von der University of Colorado vermerkte «Oncotarget» schon vor Jahren auf seiner Liste mit Pseudo-Journals, die er mittlerweile aber vom Internet genommen hat (siehe Interview oben). Viele Forscher nutzten die als «Beall's List» bekannte Liste, um sich über die Qualität von Zeitschriften zu orientieren. Anderen passt sie nicht. Sie finden, Beall sei zu subjektiv vorgegangen, habe Transparenz vermissen lassen. «Das

sind legitime Bedenken», sagt Ivan Oransky. «Mich stört aber, dass viele dieser Kritiker so tun, als ob es gar kein Problem mit Pseudo-Journals gäbe.» Der Medizinjournalist plädiert für eine «Beall's List 2.0» - eine schwarze Liste, die auf objektiveren und robusteren Kriterien basiert.

Barbara Hirschmann, Verantwortliche für E-Publishing bei der ETH-Bibliothek, bevorzugt einen anderen Ansatz. Wenn Forscher unsicher sind, in welchen Open-Access-Zeitschriften sie publizieren sollen, verweist sie auf das von vielen Hochschulen und Verlagen unterstützte «Directory of Open Access Journals» (DOAJ, doaj.org). «Das ist ein qualitätsgeprüftes Auskunftsinstrument», sagt sie. Dabei handelt es sich nicht um eine schwarze Liste, sondern um ein Verzeichnis von Zeitschriften, die von einem Gremium als gut bewertet worden sind.

Hirschmann ist überrascht, dass viele der von uns ermittelten Artikel eine Verbindung zur ETH haben. Der hohe Wert geht aber vor allem auf jenen Ingenieur zurück, einen wissenschaftlichen Mitarbeiter, der Mitautor von 52 Artikeln in 5 verschiedenen Pseudo-Journals ist. Sie alle sind im DOAJ nicht zu finden. Von uns damit konfrontiert, sagt der Wissenschaftler, ihm sei nicht bewusst gewesen, dass so viele Artikel seiner Publikationsliste in solchen Zeitschriften erschienen seien. Er hat ein Instrument gebaut, das in Entwicklungsländern eingesetzt wird. Oft fragen ihn Forscher aus Asien an, ob er Mitautor von Artikeln sein wolle. «Ich nehme dann jeweils zum Inhalt Stellung», sagt er. «Wo die Abhandlung publiziert wird, interessiert mich eigentlich nicht.» Zwar hat der Ingenieur nie Gebühren für die Artikel bezahlt. Unterstützt hat er die Zeitschriften trotzdem. Sie können sich nun damit brüsten, auch ETH-Forscher unter ihren Autoren zu haben.

Auf «Beall's List» ist auch ein Verlag mit Sitz in der Schweiz vermerkt. Besitzer ist ein junger Mann, ein Handelsregistereintrag ist vorhanden. Er hat vor einigen Jahren einen Verlag aus Polen und einen aus Indien aufgekauft, 200 000 Euro hat er dafür bezahlt. «Die vorherigen Besitzer haben wohl nicht so sauber gearbeitet», sagt er. Um im wachsenden Open-Access-Markt mitzumischen, sei er daran, die Abläufe zu verbessern. Auf der Website seines Verlags steht, er gebe 9 qualitativ hochstehende Zeitschriften heraus.

Auf die darin publizierten Artikel trifft diese Beschreibung aber nicht zu. «Natürlich veröffentlichen wir eher mindere Qualität», sagt er selber. «Aber das kann man auf der Website ja nicht schreiben.» Wie gut der Peer-Review-Prozess bei seinen Journals funktioniert, ist fraglich.

Nicht nur er, auch die Schweizer Wissenschaftler, die in Pseudo-Journals publiziert haben, scheinen an Qualitätskontrolle nicht besonders interessiert zu sein. Nur so lässt sich erklären, dass ein Empa-Informatiker einen Artikel in einem zweifelhaften Medienwissenschafts-Journal veröffentlicht oder ein Biologe der ETH eine Zeitschrift nutzt, die - wie eine einfache Google-Suche zeigt - für das Veröffentlichen von Plagiaten

bekannt ist. «Nächstes Mal werde ich besser schauen», meint Letzterer. Die Publikationsgebühr von 1100 Dollar hat ihm das Marie-Curie-Programm der EU bezahlt.

Weder die ETH noch die Universität Zürich, die beiden am stärksten betroffenen Institutionen, prüfen bei der Anstellung von Forschern oder Professoren systematisch, ob Bewerber auf ihrer Publikationsliste Titel von Pseudo-Journals aufführen. SNF-Präsident Egger fände dies sinnvoll. Letztlich liege die Verantwortung aber bei den Forschern. «Sie müssen ein Verständnis dafür entwickeln, welche Journals es zu vermeiden gilt.» Schliesslich gebe es in jedem Fachgebiet genug seriöse Open-Access-Zeitschriften.

Mitarbeit: Lorenz Bosshardt

Mediziner



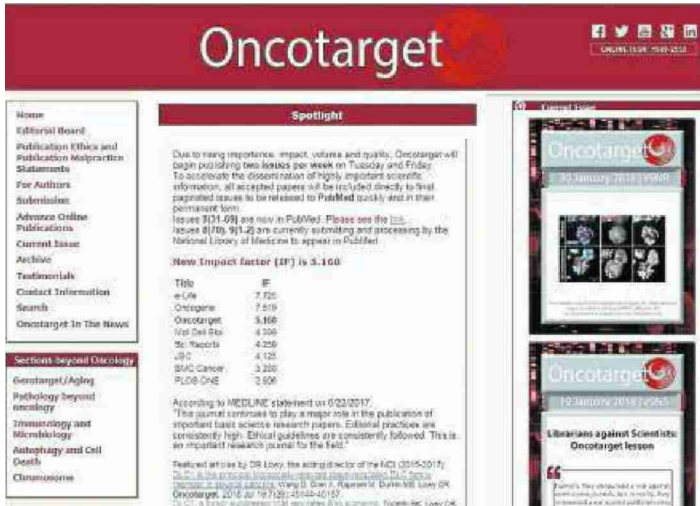
Ivan Oransky Der Medizinjournalist betreibt seit 2010 das Blog «Retraction Watch». Dort berichtet er immer wieder von Betrugsfällen in der Wissenschaft.



Matthias Egger Seit Anfang 2017 ist der Epidemiologe Präsident des Forschungsrats des SNF. Er fördert die Idee von Open Access im Wissenschaftsbetrieb.



Der Verlag Omics ist für obscure Konferenzen bekannt.



Die Website von «Oncotarget» zieht auch Schweizer Forscher an.

Jeffrey Beall – Kämpfer gegen Pseudo-Journals

«Die Journals sind böseartig. Sie stürzen sich wie Raubvögel auf ihre Beute»

NZZ am Sonntag: Herr Beall, Sie haben einmal gesagt, dass Pseudo-Journals die grösste Bedrohung für die Wissenschaft seit der Inquisition sind. Was ist so gefährlich an ihnen?

Jeffrey Beall: Einige dieser Zeitschriften sind nichts anderes als kriminelle Organisationen. Um Geld zu verdienen, veröffentlichen sie Artikel, die sie erhalten, ohne Begutachtung. So wird die Wissenschaft mit Müll geflutet. Das schadet der Forschung enorm, denn sie baut auf publiziertem Wissen auf.

Sie haben damit begonnen, diese Zeitschriften «Predatory Journals» (räuberische Zeitschriften) zu nennen. Weshalb haben Sie diesen Begriff gewählt?

Es ist eine Metapher. Die Pseudo-Journals sind böseartig. Sie stürzen sich wie Raubvögel auf ihre Beute. Ich fand den

Begriff passend.

Was ist denn die bevorzugte Beute dieser Journals?

Sie haben es vor allem auf junge Wissenschaftler abgesehen, die mit dem Prozess des wissenschaftlichen Publizierens noch nicht vertraut sind. Aber auch auf Forscher aus Entwicklungsländern, die oft Mühe haben mit der englischen Sprache. Für sie ist es schwierig, einzuschätzen, ob die Website eines Verlegers vertrauenswürdig ist oder nicht.

Welche Tricks verwenden die Pseudo-Journals, um Forscher anzulocken?

Ihr Repertoire ist gross. Sie benutzen Namen, die sehr ähnlich oder sogar gleich wie die Titel von etablierten Zeitschriften klingen. Auch deren Websites versuchen sie zu imitieren.

Dann arbeiten sie mit einer Menge von gefälschten Angaben zum Ranking ihres Journals oder zu ihren Mitarbeitern.

Sind die Wissenschaftler, die in diesen Journals publizieren, immer die Opfer?

Ich denke, ursprünglich waren sie meistens Opfer. Aber das hat sich geändert. Manche Forscher nutzen die niedrige Hürde, die Pseudo-Zeitschriften bieten, um ihre Publikationsliste zu verlängern.

Im Januar 2017 haben Sie Ihr Blog vom Netz genommen, auf dem Sie in einer langen Liste vor über 1300 Pseudo-Journals gewarnt haben. Was brachte Sie dazu?

Meine Vorgesetzten an der Universität waren nie glücklich über mein Engagement in diesem Bereich. Sie haben mich



immer wieder aufgefordert, damit aufzuhören. Es gab regelmässig Drohschreiben an mich oder andere Vertreter der Universität. Vor einem Jahr war ich genügend eingeschüchtert, um die Sache zu beenden.

Führen Sie Ihren Kampf gegen die Pseudo-Journals in irgendeiner Form weiter?

Im letzten Jahr hatte ich noch viele Einladungen für Vorträge, bei denen ich über das Problem sprach. Das fand ich ganz interessant. Aber nun höre ich auch damit auf. Der Druck der Universität ist einfach zu gross.

Wissen Sie, dass seit kurzem ein anonymer Wissenschaftler Ihre Liste wieder im Internet aufführt und aktualisiert?

Nein, das wusste ich nicht. Aber das ist gut zu hören.

Die Anzahl Publikationen von Schweizer Forschern in Pseudo-Journals hat stark zugenommen. Verschärft sich das Problem in den kommenden Jahren weiter?

Ich denke schon. Forscher wollen weiterhin möglichst viele Artikel veröffentlichen. Dann werden sie an der Universität befördert, bekommen möglicherweise sogar eine Professur. Dasselbe gilt für Jobs in der Industrie oder bei staatlichen Stellen. Wer mehr Publikationen vorweisen kann, gilt als fähiger.

Aber kaum jemand schaut sich genau an, wo die Wissenschaftler publizieren. Da liegt die Versuchung nahe, Arbeiten, die ich sonst nirgendwo unterbringe, bei zwielichtigen Journals einzureichen.

Warum nimmt die Zahl der Pseudo-Zeitschriften stetig zu?

Weil es so einfach ist, eine zu gründen. Dazu ist keine Investition nötig, man kann es im Alleingang tun. Alles, was es braucht, ist eine Website.

Was müsste sich denn ändern, um das System zu durchbrechen?

Die Verantwortung liegt bei den Universitäten und bei den Wissenschaftsverlagen. Die Universitäten sollten die Wissenschaft auf eine andere Weise evaluieren, nicht bloss Publikationen zählen. Aber auch die Verlage sollten sich regulieren. Es wäre hilfreich, wenn sie Qualitätskontrollen und entsprechende Zertifikate einführen würden. Sie gelten als Kritiker der Open-Access-Bewegung. Aber gefälschte Studien und manipulierte Peer-

Kaum jemand schaut sich genau an, wo die Wissenschaftler publizieren.

Review-Verfahren gibt es auch bei traditionellen Zeitschriften.

Sie haben recht, auch bei diesen Zeitschriften ist das Veröffentlichungsverfahren nicht perfekt. Aber Open-Access-Journals haben einen grundsätzlichen Interessenkonflikt. Wenn ein Autor für eine Veröffentlichung bezahlt, ist der Verleger geneigt, so viele Artikel wie möglich zu publizieren. So verdient er mehr. Bei Zeitschriften mit einem Abonnement ist es gerade umgekehrt. Wenn sie beginnt, Artikel von schlechter Qualität zu publizieren, dann stoppt die Bibliothek das Abonnement. Dieser eingebaute Validierungsmechanismus fehlt bei Open-Access-Journals.

Aber ein Grossteil der Forschung ist staatlich, also mit Steuergeldern finanziert. Hat die Öffentlichkeit dann nicht auch das Recht, freien Zugang zu den Resultaten dieser Forschung zu haben?

Das sehe ich anders. Der Staat unterstützt auch die Landwirtschaft und den öffentlichen Verkehr, aber beides ist für den Konsumenten nicht gratis. Die Verleger stecken eine Menge Arbeit in die Veröffentlichung der Studien. Sie lektorieren die Texte, überarbeiten das Layout der Artikel und stellen Websites zur Verfügung. Es ist in Ordnung, dass sie dafür Geld erhalten.
Interview: Martin Amrein



Der Mann hinter der schwarzen Liste



Jeffrey Beall ist Bibliothekswissenschaftler an der University of Colorado. Er begann 2008, die Namen von dubiosen Zeitschriften zu sammeln, und startete ein Blog. Darauf veröffentlichte er eine Liste mit Open-Access-Journals, bei denen es sich «möglicherweise oder wahrscheinlich» um räuberische Zeitschriften handelte. Sie wurde als «Beall's List» bekannt. Vor einem Jahr nahm Beall die Liste vom Internet. Ein europäischer Forscher, der anonym bleiben will, führt sie aber weiter.
beallslist.weebly.com